

EUROPA HÖREN

Bei dem Versuch, Weltkarten zu zeichnen, ist schon so mancher gescheitert – Sie kennen vielleicht das Projekt eines amerikanischen Schülers, Zak Ziebell, der Studenten und Studentinnen Weltkarten aus der Erinnerung zeichnen hat lassen und dabei festgestellt hat – das können die nicht. Die Abweichungen waren verheerend. Bei mir ist es noch viel schlimmer. Ich kann die Grenzen von Europa nicht zeichnen, ich habe eine Grenzzeichnungshemmung sozusagen. Ich kann es auch nur punktuell auffinden und weiß nicht genau, wo es aufhört, das kann man mir noch so oft erzählen. Nein, ich habe Europa nicht vor Augen, wohl aber kann ich es hören. Das fiel mir in einem Gespräch mit dem irakisch-deutschen Schriftsteller Najem Wali ein. Er fragte mich ganz direkt: Was ist es denn für dich, dieses Europa, so als abstrakte Idee? Und ich kam auf eine ganz vertrackte Antwort: Zuhören. Eine gewisse Kultur des Zuhörens. Eine sehr vage Antwort, gebe ich zu, etwas kitschig obendrein, wenn man an die Geschichte Europas denkt, die sich so gar nicht durch Zuhören ausgezeichnet hat, aber dennoch. Unter der Kultur des Zuhörens verstehe ich erstmal überhaupt die Möglichkeit zu haben, sich gegenseitig zuzuhören, resultierend aus unterschiedlichen historischen, institutionellen und politischen Gegebenheiten heraus. Man benötigt schon mal gewisse Bedingungen, und um diese ist es im Moment nicht gut bestellt; man könnte sagen, der Möglichkeitsraum des Zuhörens ist im Moment ganz schön arg beschnitten. Warum sollten Griechen Deutschen zuhören, oder Italienerinnen gerade Polinnen? Welche Ohren bräuchte es, um Moldawierinnen und Transnistrier überhaupt wahrzunehmen oder, um konkreter zu werden, welche Zuhörrichtungen haben sich eingestellt und welche sind sozusagen noch nicht einmal vorhanden. Zum Zuhören gehören die Geschichten. Nachkriegsgeschichten wie die meines Schwiegervaters, der als Mitarbeiter der EU die Mitarbeiternummer 27 hatte. Er reiste, ehe er in der Europäischen Kommission für den Landwirtschaftsbereich tätig wurde, in Frankreich von Hof zu Hof, hörte den Bauern zu, was damals, als Deutscher so kurz nach dem Krieg, eine Ungeheuerlichkeit schien, aber dank offener Ohren gelang. Wir alle nehmen derzeit politische Aufbrüche wahr, die das zukünftige Europa

gestalten wollen, da ist nicht nur Emmanuel Macrons europäisches Momentum, sondern auch der Republikgedanke von Ulrike Guérot oder die Demokratie-Idee von David van Reybrouck, die eine zivilgesellschaftliche, bürgerschaftliche Einbindung fordert. Alle diese Initiativen wollen Europa politisch überlebensfähig machen. Sie alle wissen, dass die politische Gestaltung nicht alleine der Europäischen Zentralbank oder der Troika überlassen sein darf. Doch merkwürdigerweise stocke ich in meiner eigenen Europaerzählung. Als ich im vorletzten Jahr zur Zeit der Brexitentscheidung einen öffentlichen Briefwechsel mit der schottischen Schriftstellerin A.L. Kennedy führte, schilderte sie die polarisierte und hetzerische Stimmung in England und ich die polarisierte und hetzerische Stimmung in Deutschland. Wir tauschten uns über eher deprimierende Zustände aus, nicht nur, weil es uns notwendig erschien, es lag auch eine gewisse ästhetische Folgerichtigkeit darin. Gewissermaßen unterhaltsamer wirken die Untergangsgeschichten als jene gewollt positiv konstruktive Stimmung, die meist die öffentlichen Gedanken zu Europa begleitet, und die uns im Inneren oft genug seufzen lässt: Europareden sind langweilig. Sie sind vage, haben einen Aufforderungscharakter, der immer übers Ziel zu schießen scheint. Dazu kommt, dass Desintegrationserzählungen ästhetisch faszinierender sind. Kulturelle Selbstmorderzählungen und Katastrophennarrationen beliebter als die der Übereinkunft. Und doch: Europa ist der Ort zahlreicher Paradoxien und Ambivalenzen. Immer mehr Europäer setzen auf die Europäische Union! Das zumindest sagen sowohl die derzeitigen als auch die letztjährigen Meinungsumfragen. Aber wir wissen, Umfragen sind das institutionalisierte und vorformatierte Zuhören, das wir dazubuchen, wenn uns ein gewisses eigenes Zuhören fehlt. Es ist ihm nicht ganz zu trauen. Auch meine künstlerische Arbeit besteht zu einem großen Teil aus Zuhören, und ich weiß aus Erfahrung, man überhört mindestens ein Drittel eines Gespräches. Kann es sein, dass wir in diesem vorformatierten Zuhören gewisse Dinge gezielt überhören? Und dass wir dabei sind, die europäische Zukunft zu überhören, auch weil die Verbindung immer wieder reißt oder wir falsche Signale empfangen? Kann es sein, dass

wir aus dem politischen Grundrauschen, das uns umgibt, vielleicht gar nicht die richtigen Stimmen herausfiltern? Um in die Zukunft hineinzuhören, müsste es gewissermaßen ein Hören sein, dass um die Ecke geht, Schallmauern durchbricht. Und dazu bräuchte es nicht nur einen europäischen Radiosender, oder europäische Medien, oder etwa, wie Emmanuel Macron in seiner berühmten Sorbonne-Rede vorschlug, ein Programm, das junge Europäer mindestens sechs Monate in einem anderen europäischen Land verbringen lässt und die Kenntnis von mindestens einer zweiten europäischen Sprache zur Verfügung stellt. Es bräuchte darüber hinaus einen gemeinsamen politischen Raum, eine demokratische Verfestigung eines momentan in Wirtschafts- und Geldpolitik umherdümpelnden durchaus sehr deutschen Austeritäts-Umverteilungsungeheuers, das den Süden Europas immer ärmer aussehen lässt. Gottseidank wird das langsam so einigen Menschen bewusst. Mit der Zukunft ist es so eine Sache. Sie ist irgendwie anders begraben als sie noch vor zwanzig Jahren begraben war. Heiner Müller hat uns gesagt, man müsste den Dialog mit den Toten suchen, um das Zukünftige, das in ihnen begraben liegt, freizulegen. Heute haben sich die Schuldverhältnisse zeitlich umgedreht. Wir müssten den Dialog mit den noch nicht Geborenen suchen, damit sie das Zukünftige freilegen, das mit uns im Schutt der ewigen Gegenwart begraben liegt. Aber vielleicht kann ich doch zumindest eine Lösung anbieten: Es gibt im Deutschen eine Redewendung »Ich leih dir ein Ohr« – das Tolle an den verliehenen Ohren ist, sie bleiben gleichzeitig bei einem, wir haben es also mit einer wundersamen Vermehrung zu tun. Vielleicht wäre eine Ökonomie der verliehenen Ohren hier vorzuschlagen, ich bin mir sicher, eine potlatchartige Zunahme des Hörens könnte wahre Wunder bewirken.



Kathrin Röggl, geb. 1971 in Salzburg, gehört zu den renommiertesten Autor*innen Österreichs. Am Schauspielhaus Wien war sie 2017 Mentorin des Hans-Gratzer-Stipendiums.